

JULE BLOFELD

**MORGEN
EINE EWIGKEIT**

ROMAN

Jule Blofeld
Morgen eine Ewigkeit

Erstausgabe Oktober 2015

EWK-Verlag GmbH
Elsendorf

© EWK-Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten

Druck und
Gesamtherstellung:

Comuto Digital Media,
Augsburg

ISBN

978-3-938175-91-0

Wen daher das Leben, wie es ist, befriedigt, wer es auf alle Weise bejaht, der kann es mit Zuversicht als endlos betrachten und die Todesfurcht als eine Täuschung bannen.

ARTHUR SCHOPENHAUER

PROLOG

Es ist ein diesiger, nebliger Morgen. In der Dämmerung lässt der Neuschnee nur noch vage Umrisse der Umgebung erkennen. Ein einsamer Baum steht als Ausläufer des weiter unten liegenden Waldes in meiner unmittelbaren Nähe. Er wirkt verloren, wie er so erstarrt zu sein scheint, unter seiner Decke aus Eiskristallen. Es ist erstaunlich, wie dieser kahle Riese den unwirtlichen und feindseligen Lebensbedingungen trotzt und doch gewachsen ist.

Fünf Meter unter mir das Meer. Wütend schlägt es an die ungeschützte Klippe und bäumt sich in rhythmischer Regelmäßigkeit gegen die kantige Felswand auf. Diese wehrt sich gegen eine nicht weichen wollende Macht, und ich schaue einem hilflosen Kampf zu, der aussichtslos erscheint.

Mein Blick wandert weiter, sucht die Grenze zwischen Himmel und Wasser. Ich kann sie nicht ausmachen, alles ist verschmolzen zu einem gewaltigen, pappigen Meer, das sich sogar über meinen Kopf ausdehnt. Diese erdrückende Präsenz lässt mich erschauern und die wahren Kräfteverhältnisse erkennen. Das Meer frisst das Gestein, langsam und geduldig. Es ist unter der permanenten Bearbeitung porös und nachgiebig geworden. Ich betrachte die zerfurchte Klippe unter mir - sie sieht eigentlich aus, als ob sie

sich duckt und vor der übermächtigen Gewalt zu fliehen sucht. Der Baum streckt seine verschneiten Äste gen Himmel. So entsteht der Eindruck, als ob sich eisige Finger an die Unendlichkeit klammern, während den Wurzeln der sichere Halt entzogen wird.

Das Szenario kippt ins Bedrohliche und die Kräfte formieren sich neu: Ich stehe auf der Klippe und werde mit ihr untergehen. Meine eigene Standfestigkeit sehe ich bröckeln. Versteinerte Wurzeln geben der lauerten Macht stetig nach und werden von ihr umspült wie von Wasser.

Nicht das tosende, strudelnde Meer ängstigt mich, nicht das Unten-Liegen.

Ich mag nicht fallen.

Die Panik vor dem Aufprall, vor dem unaufhalt-samen Sturz brandet in mir hoch und lässt mich die Augen schließen. Von so viel intensiver Bildhaftigkeit überwältigt drehe ich mich abrupt um und suche meine Spuren im Schnee, die mir den Rückweg zeigen. Völlig unerwartet keimt dann jedoch ein Glücksgefühl in mir auf und ich bewege mich freudig auf die Ewigkeit zu.

KAPITEL I

VIKO

Die Stimme ist leise und irgendwie hölzern. Automatisch beuge ich mich ein kleines Stückchen vor, um besser verstehen zu können. Sie gehört zu einer schmalen, jungen Frau, deren Augen hinter einer dunklen, eckigen Hornbrille konzentriert auf ein Blatt schauen.

Zuweilen hebt sie einen grünäugigen Blick und lässt ihn über eine etwa zwanzig- bis dreißigköpfige Menge in die Ferne schweifen, um dort für einen kurzen Moment innezuhalten. Eine Schrecksekunde lang treffen sich unsere Blicke und ich habe das merkwürdige Gefühl, in diesem intensiven, schmutzigen Grün ertrinken zu müssen. Dann liest sie den Titel eines ihrer Gedichte vor, womit sie das Ende von ‚Erlesenes am Mittwoch‘ einleitet.

Diese Veranstaltung findet jede Woche unter einem anderen Motto in der Bücherfabrik statt. Diese ist eine eher alternative Buchhandlung, die in einer ehemaligen Fabrikhalle untergebracht ist. Dazu gehört ein gleichnamiger Verlag, der Bücher in geringer Auflagenstärke von noch unbekanntem Autoren produziert. Bestehend aus einem riesigen gemütlichen Lesesaal mit vielen Pflanzen, großen Sesseln, jeweils einem Leseexemplar der zu verkaufenden Bücher und einem angrenzenden Verkaufs-

raum, bildet die Buchhandlung zusammen mit dem Verlag und einem kleinen Bio-Café die Bücherfabrik. Sie belegt eine der drei gigantischen Lagerhallen eines verlassenen Fabrikgeländes. In den anderen Gebäuden sind eine Gärtnerei und eine Druckerei untergebracht. An jedem dritten Mittwoch im Monat wird in der Bücherfabrik ein Buch vorgestellt; manchmal auch mehrere. Zum Teil von den Autoren selbst, zum Teil von Mitarbeitern der Bücherfabrik.

„Gedichte von Menschen mit Behinderung - oder auch nicht“

so lautet der schlichte Slogan der heutigen Autorenlesung. Es ist nicht eindeutig, worauf sich *„oder auch nicht“* beziehen soll und das wird an diesem Abend auch nicht aufgeklärt. Meine Schwester Lia, die neben mir in einem der bunt zusammengewürfelten Sessel versinkt, überredet mich oft, an Lesungen der Bücherfabrik oder an anderen, eher alternativen Veranstaltungen teilzunehmen. Seit der Trennung von meiner langjährigen Freundin Birgit und dem darauffolgenden Jobwechsel ist Lia nämlich der festen Überzeugung, dass ich auf dem besten Weg sei, zu einem spießigen Workaholic zu mutieren. Bis vor drei Jahren arbeitete ich noch als unbedeutender Bankangestellter in einer

kleinen Filiale etwas außerhalb von Bremen. Birgit und ich trennten uns damals zwar in sogenanntem gegenseitigem Einverständnis, trotzdem war ich froh, unmittelbar danach als Abteilungsleiter zur Hauptfiliale in die Stadt wechseln zu können. Um dem Prozess meines negativen Wesenswandels entgegenzuwirken, zog Lia vor ungefähr zwei Jahren zu mir in meine geräumige Altbauwohnung, die ich nicht aufgeben wollte, obwohl Birgit ausgezogen war. Lia ist von Haus aus chaotisch und unorganisiert. Sie war zu jener Zeit, wie so oft, auf Wohnungssuche und es bot sich einfach an, dass wir eine Art geschwisterliche WG gründeten. Trotz meiner anfänglichen Skepsis klappt unser Zusammenleben außerordentlich gut. Auch Lias Versuche, mich unter die ‚richtigen‘ Leute zu bringen, lasse ich mit einer amüsierten Distanz zu.

So auch an diesem Abend. Die Lesungen in der Bücherfabrik werden in der Regel von höchstens zehn bis fünfzehn Leuten besucht, am heutigen Abend ist jedoch volles Haus und das mag bestimmt auch damit zusammenhängen, dass viele, wie ich, aus Neugier gekommen sind, um nicht zu sagen aus Sensationsgeilheit. Das ist vermutlich kein sonderlich glorreicher Beweggrund, aber einfach die Wahrheit. Natürlich bin ich auch neugierig auf die Gedichte, aber

um ehrlich zu sein, interessiert mich vor allen Dingen die ‚behinderten Menschen‘, die diese lesen sollen. Ich habe überhaupt keine Erfahrung im Umgang mit solchen Menschen. Meine Mutter hat mir früher, wenn wir zum Beispiel an einem Rollstuhlfahrer vorbeikamen, sogar immer eingetrichtert, dass man ‚da‘ nicht so hinschaut. Und nun sitze ich vor zwei sympathischen jungen Menschen, die sehr ergreifende und wirklich gute Gedichte aus einem gemeinsam veröffentlichten Sammelband vortragen.

Und die behindert sind.
Und ich gucke hin.

Die Frau ist vielleicht Anfang bis Mitte dreißig und auffällig an ihr ist eigentlich weniger die Tatsache, dass sie sich in einem Elektro-Rollstuhl fortbewegt oder dass sie als ‚behindert‘ gilt, vielmehr sind ihre schwarzen langen Dreadlocks, die sie zu einem dicken Zopf geflochten trägt, der Hingucker. Mit ihrem schwarzen Rollkragenpullover, den Jeans und dem ebenfalls schwarzen Rollstuhl steht ihr Erscheinungsbild in jähem Kontrast zu dem ihres Kollegen. Er ist zwar ungefähr gleich alt, aber alles an ihm wirkt bunt, groß, laut und irgendwie aufdringlich, beziehungsweise einnehmend. Aber absolut im positiven Sinne: Er strahlt einen attraktiven Optimismus aus, und

wenn man ihn anschaut, kann man sich nicht des Gefühls erwehren, dass alles gut werden wird. Selbst sein Mund und die strahlend weißen Zähne sind breit. Er trägt ein dickes, weißes Sweatshirt und eine gelbe Latzhose. Seine Haare sind ebenfalls gelb und stehen in alle Himmelsrichtungen ab. Sein manuell bedienbarer Rollstuhl ist apfelgrün und an den Seiten mit fröhlich leuchtenden Aufklebern übersät. Seine laut tönende Stimme überschlägt sich, und jeder Satz endet in einem schrillen Hüpfen. Die beiden scheinen äußerlich also nicht viel gemeinsam zu haben, außer der Tatsache, dass sie sich beide in einem Rollstuhl fortbewegen und dass es viel Mühe kostet, sie zu verstehen. Ob sie deswegen wohl ein Pärchen sind? Quatsch, warum sollten sie? Und was interessiert mich das? Ich linse zu dem großen Plakat, das hinter den beiden an der Wand hängt: ‚Heute Autorenlesung‘, steht da. ‚Gedichte von Menschen mit Behinderung oder auch nicht‘ - Spencer Fish und Juli Luca tragen aus ihrem gemeinsam veröffentlichten Gedichtband ‚Taktfest‘ vor.

Die gedämpft und abgehackt klingende Stimme der Frau wird immer langsamer, während sie die Lesung mit den letzten Zeilen eines ihrer Gedichte abschließt: ‚Morgen Eine Ewigkeit‘.

Es geht um Endlichkeit von Gefühlen und Zuständen, die das Leben ausmachen. Liebe, Glück und das Nahsein als solches sind vergänglich und dauern nicht ewig. Mit Hilfe eines Laptops und eines Beamers werden die jeweils vorgetragenen Texte an die Wand geworfen, damit die Zuhörer bei Unverständnis auf die visuelle Darstellung der Gedichte zurückgreifen können. Als ich mich umschaue, bemerke ich jedoch, dass sich die meisten der Anwesenden, genau wie ich, in ihren Sesseln vornüber gebeugt haben und konzentriert an den Lippen der beiden Vorleser hängen. Bei ihren letzten Worten blickt Juli Luca beinahe triumphierend in die Runde.

„Vielen Dank für ihre Aufmerksamkeit“, sagt sie und ein fast spöttisches Lächeln umspielt ihre formschönen Lippen, als lauter Applaus aufbrandet. Spencer Fish grinst von einem Ohr zum anderen und seine charismatische Erscheinung wird noch ein bisschen größer. Er richtet einige für das Publikum unverständliche Worte an die Frau, woraufhin deren Augen in einer Mischung aus Übermut und Erleichterung aufblitzen, während sie die Backen aufbläst. Der Mitarbeiter der Bücherfabrik, der diese Veranstaltung ein wenig moderiert, erhebt sich von seinem Platz in der ersten Reihe und zieht sich einen Stuhl neben die beiden. Ich finde es gut, dass er nicht stehen bleibt und auf sie

herabsieht. Begeistert und wortreich bedankt er sich für die Lesung und macht Werbung für das Buch. Die Autoren stehen jetzt zu einer persönlichen Signatur der bereits verkauften Bücher zur Verfügung, außerdem werde gleich jemand aus dem angrenzenden Bio-Café kommen und Bestellungen für Getränke und kleine Snacks entgegennehmen. Er wünscht allen noch einen schönen Abend und verschwindet unter Beifall in das Hinterzimmer, um gleich darauf mit einem Stapel Bücher zurückzukommen.

Unterdessen verteilt eine freundlich wirkende Bedienung Getränkekarten des Cafés. Ein Mann ist in ein offenbar sehr angeregtes Gespräch mit Spencer vertieft. Juli wechselt ein paar Worte mit einer ziemlich jungen Frau. Die beiden lachen und die Frau reicht Juli ein Glas Wasser mit einem Strohhalm. Ungefähr die Hälfte der Zuhörer hat inzwischen den geräumigen Lesesaal und somit die Veranstaltung verlassen. Die übrigen gruppieren sich lachend und schwatzend um den Tisch mit den zu verkaufenden Büchern, wo Spencer und Juli ihr Werk signieren. Die Unterschrift von Spencer wirkt ungelentk und sehr schwungvoll. Sie beansprucht fast die Hälfte der Seite, auf der die Signaturen der beiden Autoren unter ihren Portraitfotos vorgesehen sind. Julis Unterschrift wirkt eher bescheiden. Zart und kantig nimmt

sie ungefähr nur halb so viel Platz ein wie Spencers. Lia und ich haben uns inzwischen Kaffee bestellt, dann zieht sie mich zu den Tischen, wo sie erst einmal zwei von den Büchern kauft. Eines ist für eine Freundin, deshalb will sie es auch nicht signieren lassen. Aber wir reihen uns in die Schlange vor Spencer und Juli ein, um für unsere beiden Exemplare eine Unterschrift zu bekommen, denn ich kaufe auch eins, obwohl ich vermute, dass ich wahrscheinlich nie wieder einen Blick hineinwerfen werde. Ich überlege gerade, ob Spencer Fish und Juli Luca wohl Pseudonyme sind, da raunt Lia, als ob sie meine Gedanken lesen könnte:

„Spencer heißt tatsächlich Spencer. Seine Mutter war wohl ein dicker Spencer Tracy-Fan! Nur bei seinem Nachnamen hat er etwas gemogelt. Sein Nachname lautet Fischer; das ist halt ein total gewöhnlicher Name, aber er nennt sich überall nur Spencer Fish. Ich kenne ihn von der Uni. Er studiert ebenso wie ich Germanistik unter anderem und deshalb haben wir einige Kurse zusammen.“ Ich frage Lia, ob sie die Frau auch kennt, aber sie meint, dass sie wohl eine Bekannte von Spencer sei, die sie aber nicht kenne. „Sie hat was, ne?“ Lia stößt mir grinsend ihren Ellenbogen in die Seite.

„So ein Quatsch. Es interessiert mich einfach, ob Juli Luca ihr richtiger Name ist.“ Bei Lia muss man wirklich höllisch aufpassen, was

man sagt, weil sie die äußerst anstrengende und unangenehme Eigenschaft besitzt, in jede unbedachte Äußerung irgendetwas Weltbewegendes hineinzuzinterpretieren. Als wir als letzte aus der Reihe vor den beiden stehen und unsere Exemplare über den Tisch schieben, begrüßt Spencer Lia und die zwei verfallen in einen fröhlichen Smalltalk. Ich stehe irgendwie dumm daneben und überlege krampfhaft, was ich zu der Frau namens Juli sagen könnte. ‚Ich bin 37 Jahre alt und benehme mich wie ein pubertierender Teenie‘, ermahne ich mich selbst. Deshalb überwinde ich meine Scheu und in einem sachlichen Tonfall beginne ich das Gespräch: „Ihre Gedichte haben mir sehr gut gefallen, obwohl manche schwer zu verdauen sind. Ich habe wirklich gerne zugehört, die Verse waren so melodiös und ihr Maß wirkte deshalb irgendwie rund.“ Wow, das ist gut; ich bin begeistert! Aber Hand aufs Herz: Von einem melodiösen und runden Versmaß kann ich nur erzählen, weil Lia mal, aus einer Bierlaune heraus über ein solches geschwafelt hat und ich dachte, damit Eindruck schinden zu können.

Und richtig geraten! Juli hebt den Kopf von ihrer Signatur, die sie mühsam aufs Papier malt. Ich bin sofort wieder gefangen von ihren grünen Augen, die aus der Nähe betrachtet wie ein schillernder Edelstein aussehen. Sie lächelt mir, wie es scheint, spöttisch zu und fragt,

wieso ich denn ihre Gedichte so qualifiziert beurteilen könne, ob ich vom Fach sei?! Diese positive Einschätzung würde sie sehr freuen, denn die meisten Zuhörer einer solchen Lesung beglückwünschten sie immer nur für ihr Selbstvertrauen, das sie zu solch einem Vortrag vor Publikum ermutige und niemand würde etwas zu ihren Gedichten sagen.

„Ich denke mal, das ist in Anbetracht der Umstände wohl zu entschuldigen und hat nichts mit dem Inhalt deiner Gedichte zu tun“, sage ich und komme mir dabei total verständnisvoll vor. Irgendwie duze ich die Frau automatisch, weil alles andere verkrampft wäre. Ihr Lächeln wird breit und trieft vor Geringschätzung, als sie mit hochgezogenen Augenbrauen fragt: „In Anbetracht welcher Umstände, bitte?“

„... nun ... ich meine... es ist ja nun nicht unbedingt alltäglich, dass solche Leute wie ihr eine Lesung bestreiten“, stammele ich und bekomme vor Verlegenheit ganz heiße Ohren. So was Blödes. Ich bin mir aber schon sicher, dass ich mit meiner dürftigen und beschwichtigenden Erklärung eher das Gegenteil bewirkt habe, denn Juli zieht ihre Augenbrauen noch ein Stück höher und spöttelt: „Ah ja. *Solche Leute wie ihr*. Was sind wir denn für Leute?“

„Meine Güte! Jetzt leg doch nicht jedes Wort auf die Goldwaage“, entfährt es mir. Doch während diese Worte aus mir heraussprudeln, frage ich

mich ob es klug ist bei einer ersten Unterhaltung gleich so hitzig zu reagieren. Ich füge deshalb mit sanftem Nachdruck hinzu: „Du weißt doch genau, wie ich’s meine. Ist doch klar, dass die Leute in erster Linie auf deine körperliche Einschränkung achten, weil sie das nicht oder nur bedingt kennen. Da wird wahrscheinlich nicht so sehr die literarische Qualität der vorgebrachten Gedichte gewürdigt, sondern es wird vielmehr Augenmerk auf das Drumherum gelegt - also auf dich.“

„Klar. Das ist fatalerweise wohl wirklich so. Aber...“ Fragend sieht sie mich an. „Du hast ja anscheinend mehr auf meine Gedichte geachtet als auf mich. Wie kommt denn das? Hast du irgendwie näheren Kontakt zu ‚solchen wie uns‘?“ Die letzten Worte dehnt sie absichtlich in die Länge.

Tja, was soll ich denn nun darauf sagen? Ich habe eigentlich kaum auf ihre Gedichte geachtet, sondern, wenn ich ehrlich bin nur auf sie. Und eigentlich spielte hierbei ihre Behinderung keine nennenswerte Rolle und auch nicht die Tatsache, dass sie im Rollstuhl sitzt. „Na ja, ich bin halt so erzogen worden, dass ich immer darauf achte, was mir mein Gegenüber erzählt“, grinse ich und finde, dass ich diese Kurve gut gekratzt habe. Das findet sie scheinbar auch, denn leise lacht sie ein ansteckendes Lachen. Wir unterhalten uns eine kleine Weile über die

menschliche Ignoranz im Speziellen und über die Absurdität der Welt im Allgemeinen. Der fast schon höhnische und schwarze Humor scheint uns beide zu verbinden, denn wir amüsieren uns prächtig. Dann zwinkert Juli der Frau zu, die ihr vorhin das Glas Wasser gereicht hat und die nun lächelnd auf uns zukommt und Juli die schwarze Brille von der Nase nimmt, um sie in einem Etui zu verstauen. Aus der Nähe leuchten ihre Augen in einem übernatürlichen Grün, ohne die Umrandung der Brille wirken sie riesig und versprühen den eigenartigen Glanz eines vielfarbigen Labradorits. Überwiegend schimmern sie wie ein Haufen beliebig dahingeworfener türkisgrüner Mosaiksteinchen und dazwischen scheinen matschgrüne Abgründe zu liegen. Ich kenne mich deshalb so genau damit aus, weil Lia mal von einer mehrmonatigen Auszeit, wie sie es nennt, einen faustgroßen Labradorit von der Insel Labrador mitgebracht hat, der jetzt als eine Art Briefbeschwerer neben unserem Telefon liegt. Lia unternimmt viele dieser langen Abenteuerreisen zu abgelegenen Zielen, meist mit chaotischen Freunden, oft aber auch allein. Verwirrt senke ich den Blick und schaue auf Julis schmale, mit silbernen Ringen besetzte Finger. Die zwei Frauen wirken wie ein eingespieltes Team und die junge Helferin bemerkt anscheinend meinen fragenden Gesichtsaus-

druck, denn sie sagt: „Ich heiÙe Sandra und ich bin eine Mitarbeiterin von Hannah.“

Das verunsichert mich aber nur noch mehr und ich sehe Juli fragend an: „Du heiÙt also Hannah und Juli ist quasi dein Pseudonym, aber warum hast du Mitarbeiterinnen?“

„Na ja, sie helfen mir bei der Arbeit, die meine Behinderung macht, sozusagen ...“, grinst Hannah. „Juli Luca ist mein absoluter Lieblingsname und meine Tochter heiÙt so. Juli Luca Lordin.“

„Dann bist du also verheiratet?“

Hannah schüttelt den Kopf, so dass eine ihrer schwarzen Dreads ihr ins Gesicht fällt. „Nö. Seit wann muss man zum Kinderkriegen verheiratet sein? Aber wenn wir nun bei der Vorstellerei sind: Wie heiÙt du?“

Ich lächle: „Es ist zwar kein Pseudonym, dafür aber eine Abkürzung für den fürchterlichen Namen Viktor. Ich heiÙe Viko.“

Sandra schaut mich stirnrunzelnd an. „Viktor ist doch nett. Zumindest nicht so gewöhnlich wie Sandra.“

„Hmm. Dafür ist mein Nachname wirklich mehr als gewöhnlich. Mit Nachnamen heiÙe ich nämlich Beckmann und so heißen hunderttausend andere Leute auch“, beschwere ich mich.

„Interessanter Vorname, oder Nachname, kenn ich, kenn' ich“, schaltet sich Spencer in unser Gespräch ein. Er und Lia sind anscheinend fertig mit ihrer Unterhaltung und haben ihre

Aufmerksamkeit uns zugewendet. Spencer erzählt, dass er wirklich mit Vornamen Spencer heißt, dass er aber beim Nachnamen gemogelt habe. Er hätte auch so einen Allerweltsnachnamen wie ich. Ich mag ihn nicht unterbrechen und ihm offenbaren, dass ich das schon weiß und grinse ihm nur solidarisch zu. Um die Vorstellungsrunde zu beenden, legt Lia mir spielerisch den Arm um die Taille und sagt zu Hannah und Sandra: „Ja, mein Brüderchen und ich sind beide mit altmodischen und irgendwie typisch deutschen Vornamen und mit diesem Nullachtfünfzehn-Nachnamen geschlagen. Ich heiße Liane, aber eigentlich nennen mich alle nur Lia.“

„Dann können wir ja jetzt zum gemütlichen Teil des Abends übergehen. Die Getränke kommen auch schon. Ich verdurste, echt!“, tönt Spencer. Die Bedienung nähert sich mit einer Art Servierwagen auf großen Gummirädern. Juli bekommt einen Cappuccino, während Sandra und Spencer ein Alster bestellt haben. Spencer bekommt ein lecker riechendes Sandwich. Er schaut Hannah kauend an und fragt: „Bist du mit deinem eigenen Auto da, oder kommt der Fahrdienst?“

„Du, ich musste heute mit dem Fahrdienst kommen. Der Sonnenhof-Caddy wird typischerweise grade heute Abend anderweitig gebraucht. Der Fahrdienst kommt so gegen 22 Uhr. Ich

denke, wir werden gemeinsam fahren. Das Studentenwohnheim liegt ja auf dem Weg zum Sonnenhof.“

„Klar, alles liegt auf dem Weg zum Sonnenhof“, stichelt Spencer. An Lia und mich gewandt erklärt er schmunzelnd: „Unsere schöne Hannah wohnt nämlich am Arsch der Welt.“

Hannah funkelt Spencer mit grimmiger Belustigung an, der daraufhin fortfährt: „In Ordnung, unsere ‚schöne Hannah‘ nehme ich zurück, da ich ja weiß, wie sehr du auf Komplimente stehst, aber du musst zugeben, der Sonnenhof liegt wirklich etwas weit ab vom Schuss!“

„Was ist denn der ‚Sonnenhof?‘“, will Lia neugierig wissen.

„Ich lebe auf dem Sonnenhof mit vielen anderen Menschen zusammen; es ist mein Traum, den ich mir mit meinem Bruder Julian erfüllt habe, mit Hilfe des Erbes unseres Vaters“, sagt Hannah mit matter Stimme. Da sie so lange laut reden musste, ist ihre Stimme nun mehr ein Flüstern, deshalb kann ich ihren weiteren Erklärungen, die sie der direkt neben ihr sitzenden Lia gibt, leider nicht mehr folgen. Um nicht dazusitzen wie bestellt und nicht abgeholt, klinke ich mich in das Gespräch von Sandra und Spencer ein. Es geht um einen bestimmten Professor an der Bremer Uni, denn Sandra studiert auch dort.

„Und bei Hannah arbeitest du nebenbei, oder

wie?“, frage ich. Sandra nickt. „Hauptsächlich abends und mal am Wochenende. Das gestalten wir relativ flexibel. Man muss unterscheiden zwischen uns privaten Helferinnen und der ambulanten Pflege.“

Interessiert beuge ich mich vor. „Wie viele Leute arbeiten denn bei Hannah?“

„Wir sind derzeit zu viert. Auf dem Sonnenhof hat Hannah allerdings auch noch ein paar Leute, die ihr zwischendurch helfen. Deren Honorar verrechnen sie irgendwie mit der Miete. Der Sonnenhof gehört ja Hannah und ihrem Bruder.“ Flüchtig schaue ich zu Hannah hinüber und stelle überrascht fest, dass sie mich aufmerksam mustert, während Lia ihr gerade begeistert etwas erzählt. Ich kann ‚Tierschutz‘ und ‚Tierversuche‘ aufschnappen –Lias Lieblingsthemen. Ich freue mich darüber und lächle sie spontan an. Bevor sie ihre Aufmerksamkeit wieder Lia widmet, lächelt sie zurück, wenn auch nicht ganz ohne Spott, aber das scheint ja normal bei ihr zu sein. Ich wende mich auch wieder Sandra zu. „Wie groß ist denn der Sonnenhof und wo genau liegt er?“

„Das war früher ein Bauernhof mit einigen Gebäuden und Ställen, dazu noch ein riesiges Grundstück, wo früher halt irgendwas angebaut wurde. Aber...“, sie schaut auf ihre Uhr und dann zu Hannah, „ich glaube unser Fahrdienst wartet schon. Wenn das Wetter wieder

schöner ist, können wir uns ja alle mal dort treffen.“

Spencer nickt begeistert. „Das ist `ne gute Idee; vorausgesetzt, ihr Beckmanns habt kein Problem damit, einen Kaffee auf `ner Baustelle zu trinken, umzingelt von zähnefletschenden, schiefmauligen Monstern.“

Sandra schaut ihn entrüstet an: „Idiot! Strahlemann ist doch kein zähnefletschendes, schiefmauliges Monster, für seine Schnauze kann er doch nichts und die anderen sind doch auch alle superlieb. Momentan sind da nur zwei Pflegehunde, die etwas schwierig sind, und die sind ja sowieso bei Loth.“

Verständnislos schaue ich die beiden an.

„Sorry, Erklärung kommt später. Wir müssen jetzt echt los.“ Sandra steht auf, gibt mir die Hand und verabschiedet sich auch von Lia.

Auch Spencer streckt mir etwas ungelenk die Hand hin und sagt: „Lia hat meine Telefonnummer und meine E-Mail. Ich fänd's echt nett, wenn wir uns mal auf dem Sonnenhof wiedersehen, bis dahin bleib sauber.“

Ich grinse Spencer hinterher, der bereits mit kräftigen Schüben seinen Rollstuhl auf die Tür zusteuert. Dann gehe ich zu Lia und Hannah. Sandra hilft Hannah gerade in eine dicke dunkelrote Jacke.

„Ich habe die Beckmanns gerade auf den Sonnenhof eingeladen, ich hoffe, das ist in Ordnung

so.“ Sandra hebt leicht fragend ihre Augenbrauen.

„Klar“, schmunzelt diese, „das habe ich eben auch schon getan. Gibst du ihnen mal meine Visitenkarte, bitte?“

Sandra kramt in einer kleinen Tasche, die seitlich an Hannahs E-Rolli befestigt ist und zieht zwei Visitenkarten für Lia und mich hervor. Hannah sieht mich mit ihren beunruhigenden Augen an und sagt gewohnt leise: „Dann meldet euch einfach bei mir, wenn ihr Lust und Zeit habt.“

„Gut“, sage ich, „das nehme ich persönlich“ und zwinkere ihr zu. Sie lächelt, wie ich mir einrede, dieses Mal ohne Spott und erwidert gedehnt: „Jaaaa, mach das mal.“

Ich schaue den beiden Frauen hinterher, wie sie durch den Eingang verschwinden. Lia grinst breit und kneift mich in die Wange: „Jaaaa, mach das mal!!“